

Wohin mit der Wut?

Eine geschlechtsspezifische Analyse zum Zusammenhang zwischen aggressiven Gefühlen, Gewalt und psychosomatischen Beschwerden im Jugendalter¹

von Jürgen Mansel/Petra Kolip

Zusammenfassung

Die Sozialisationsforschung hat immer wieder auf geschlechtsspezifische Unterschiede der Aggressivität hingewiesen. So wird vielfach davon ausgegangen, daß Frauen eher mit nach innen gerichteten Verhaltensformen auf Belastungen reagieren und von daher eher als Männer psychosomatische Beschwerden entwickeln. Demgegenüber reagieren Männer auf Belastungen häufiger als Frauen mit Aggressivität, der eine entlastende Funktion zugeschrieben wird. In dieser repräsentativen Studie an Schülern und Schülerinnen der Sekundarstufe II wird der Zusammenhang zwischen aggressiven Gefühlen, aggressiven Verhaltensweisen und psychosomatischen Beschwerden untersucht. Es zeigt sich, daß aggressives Verhalten weder bei den Jungen noch bei den Mädchen zu einem Spannungsabbau führt, sondern Gesundheitsbeeinträchtigungen eher verstärkt.

Abstract

Research on processes of socialisation repeatedly refers to gender differences in aggressiveness. It is often assumed that women more likely react to stress with an internalising behaviour and develop psychosomatic symptoms more easily than men. In contrast to this men react more likely with aggressiveness, which is said to have a release function on stress. This representative study of pupils analyses the connections between aggressive feelings, aggressive behaviour and psychosomatic symptoms. It shows that aggressive behaviour neither for girls nor for boys leads to a release of stress, but more likely to an increase in health impairments.

Die geschlechtsspezifische Sozialisationsforschung hat seit den siebziger Jahren deutlich gemacht, daß das Geschlecht als eine Strukturkategorie zu begreifen ist, die sowohl mit den sozialen, politischen und ökonomischen Strukturen der Gesellschaft als auch mit individuellem Verhalten aufs engste verwoben ist (Hagemann-White 1984). In den Diskussionen um polarisierte „Geschlechtscharaktere“ (Hausen 1976) wurde immer wieder darauf hingewiesen, daß Männlichkeit und Weiblichkeit keine natürlichen, sondern sozial konstituierte Gegebenheiten sind, die historischen und kulturellen Wandlungen unterworfen und damit veränderbar sind (Beauvoir 1961, Scheu 1977). Die systematische Suche nach psychologischen Geschlechtsunterschieden war dann in der Folge auch relativ erfolglos: einzig im Be-

reich der Aggressivität - aber nicht z.B. bei kognitiven Fähigkeiten - lassen sich relativ konstante Geschlechtsunterschiede beobachten (Maccoby/Jacklin 1978).

Aber auch hinsichtlich des aggressiven Verhaltens sind die geschlechtsspezifischen Differenzen keineswegs so eindeutig wie lange Zeit angenommen. Die Unterschiede sind nur dann virulent, wenn Aggressivität auf die unmittelbare physische Gewaltausübung gegen Sachen und/oder Personen bezogen wird. Werden hingegen verbale, verdeckte und/oder indirekte Formen der Gewaltausübung mitberücksichtigt, schwinden die Unterschiede nach dem Geschlecht der Akteure. Somit wird deutlich, daß Personen verschiedenen Geschlechts lediglich unterschiedliche Arten von aggressiven Verhaltensäußerungen bevorzugen. Entsprechend kann in neueren Untersuchungen gezeigt werden, daß Mädchen zum einen eher ihnen vertraute Personen ‚anstacheln‘, sie also ihre Netzwerke nutzen, um einem Gegenüber einen Schaden zuzufügen, und/oder zum anderen die Netzwerke des ‚Gegners‘ unterminieren, um dem Gegenüber das Ansehen innerhalb oder die Zugehörigkeit zu dessen Bezugsgruppe zu zerstören (Björqvist 1994; Björqvist/Lagerspetz/Kaukiainen 1992; Rivers/Smith 1994). Gemeinsam mit der männlich dominierten offenen physischen Aggression ist die intendierte Schädigung des Gegenübers.

Aggressives Verhalten der Mädchen kann somit ebenso verletzten, zu einer Schädigung des Selbstwertgefühls führen, ist aber eher verdeckt und nur selten offen, während Jungen ihre Aggression eher zur ‚Schau‘ stellen und manifeste, physische Kraft zur Geltung bringen. Bereits ab einem Alter von 2½ Jahren zeigen Jungen derartig offen aggressives Verhalten, das der Absicht folgt, jemand anderen zu verletzen, signifikant häufiger (Maccoby/Jacklin 1980). Die Befunde über die offenen gegen andere Personen oder fremdes Eigentum gerichteten² Aggressionen und/ oder Gewalthandlungen stützen diese Beobachtungen im Kindesalter.

Daß es sich bei dem offenen aggressiven Verhalten um eine Domäne der Männer handelt, zeigt bereits ein Blick in die Kriminalstatistiken. So liegt gegenüber den Frauen der Anteil der Männer, die von der Polizei verdächtigt werden, z.B. ein Körperverletzungsdelikt ausgeführt zu haben, bei etwa dem 6,6fachen (Straftaten insgesamt: 3,6fache)³, und etwa 13,6mal so viele Männer wie Frauen werden aufgrund eines entsprechenden Deliktes durch ein Gericht verurteilt (Straftaten insgesamt: 4,4mal).⁴ Zu berücksichtigen ist dabei jedoch wiederum, daß die sich in diesen Statistiken ausdrückenden Unterschiede durch Geschlechterstereotype der handelnden Personen mitproduziert wurden. Denn im Sinne etikettierungstheoretischer Ansätze ist auch Gewalt nicht ein ontisches Merkmal einer Handlung, sondern das Resultat eines Definitions- und Zuschreibungsprozesses (Keckeisen 1974). Für die Registrierung in diesen Statistiken ist deshalb neben der Ausführung entsprechender Handlungen von Bedeutung, daß die Tat von anderen z.B. als eine Gewalthandlung definiert, der Akteur bei den Ermittlungsbehörden angezeigt (bzw. die Strafverfolgungsorgane aufgrund eigener Ermittlungen von entsprechenden Aktionen erfährt) und ein Ermittlungsverfahren einleitet wird. Für Personengruppen, denen - aufgrund welcher Mechanismen auch immer - entsprechende Handlungen nicht „zugetraut“ oder aber denen seltener eine aggressive oder destruktive Handlungs-

absicht unterstellt wird, ist deshalb die Wahrscheinlichkeit geringer, wegen entsprechender Delikte in der polizeilichen Kriminalstatistik registriert und/oder durch ein Gericht sanktioniert zu werden.

Entsprechend reduziert sich z.B. bei repräsentativen Befragungen von Jugendlichen, die im kriminologischen Sinne als sogenannte Dunkelfeldforschungen klassifiziert werden können, die Höherbelastung des männlichen gegenüber dem weiblichen Geschlecht auf etwa das Doppelte. Nach den Selbstangaben der 17- bis 21jährigen Befragten haben im Jahr 1990 29,3 Prozent der männlichen Jugendlichen und 15,2 Prozent der weiblichen eine gegen andere Personen oder fremdes Eigentum gerichtete aggressive bzw. gewaltförmige und damit potentiell kriminalisierbare Handlung⁵ ausgeführt (Mansel/Hurrelmann 1991, 225ff.). Zudem zeigen Zeitreihenvergleiche, daß die Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen zunehmend geringer werden. Bei den 12- bis 16jährigen gaben 1986 46,8 Prozent der Jungen und 25,1 Prozent der Mädchen an, eine der gewaltförmigen und damit potentiell kriminalisierbaren Verhaltensweisen im Zeitraum des letzten Jahres ausgeführt zu haben, 1994 waren es 63,9 Prozent der Jungen und 42 Prozent der Mädchen (Mansel 1995, 110ff.).⁶ Damit sind zwar die absoluten Differenzen zu beiden Zeitpunkten weitgehend identisch (sowohl im Jahr 1986 als auch im Jahr 1994 lag der Anteil der Jungen, die angeben, eines der gewaltförmigen Verhaltensweisen ausgeführt zu haben, gegenüber den Mädchen um etwa 22 Prozentpunkte höher), aber relativ betrachtet vermindern sich die geschlechtsspezifischen Differenzen. Während 1986 die Höherbelastung der Jungen gegenüber den Mädchen beim 1,86fachen lag, reduzierte sie sich im Jahr 1994 auf das 1,52fache. Damit fällt auch die Steigerungsrate der sich aggressiv verhaltenden Mädchen deutlich höher aus. Dabei ist allerdings auch hier wiederum zu berücksichtigen, daß dieser Entwicklung nicht notwendig Veränderung in der Quantität spezifischen Verhaltens zugrundeliegen muß, sondern diese auch darauf basieren kann, daß im Zuge der Gewaltdiskussion die Mädchen in besonderem Maße gegenüber eigenem Verhalten sensibilisiert werden und ihr konkretes Verhalten deshalb häufiger in die entsprechenden Kategorien einordnen.

Auch wenn sich damit die geschlechtsbezogenen Differenzen hinsichtlich der offenen physischen Aggression reduziert haben, so liegt der Anteil derjenigen, die aggressive und/oder gewalthaltige Handlungen ausführen, bei den Jungen und Männern deutlich höher. Vor diesem Hintergrund gewinnt der Befund an Bedeutung, daß weibliche Personen häufiger als männliche aggressive Gefühle (wie etwa Wut, Zorn und Ärger) erleben. So liegt z.B. in einer repräsentativ angelegten Studie zu Jugendlichen in der Sekundarstufe II der Anteil der Mädchen und jungen Frauen, die angeben, entsprechende Gefühle im Zeitraum des letzten Jahres „manchmal“ oder sogar „häufig“ verspürt zu haben, um ca. 15 Prozentpunkte über dem der männlichen Jugendlichen (Mansel/Hurrelmann 1991, 178ff.). Obwohl damit deutlich mehr Mädchen über aggressive Gefühle berichten, zeigen sie offenes aggressives Verhalten deutlich seltener. Daraus ließe sich der Schluß ziehen, daß dem Geschlechtsstereotyp, nach dem aggressive Gefühle von Mädchen und Frauen nicht offen gezeigt, häufiger unterdrückt und/oder zumindest nicht „ausgelebt“

werden, reale Sachverhalte zugrundeliegen. Dem stehen jedoch Befunde gegenüber, daß sich Personen weiblichen Geschlechts in aggressive Reaktionen provozierenden oder zumindest Ärger induzierenden Situationen nicht anders verhalten als Männer und z.B. in gleicher Weise ihren Ärger und ihre Entrüstung artikulieren, in ihrem Verhalten ausdrücken und sich die Geschlechter lediglich dahingehend unterscheiden, daß Männer ihre Reaktionen als wirkungsvoller erachten (Weber/Piontek 1995: 66ff.). Aufgrund dieser Diskrepanzen bleibt die Frage, wie aggressive Gefühle von Personen unterschiedlichen Geschlechts verarbeitet werden, ungeklärt.

Im Kontext der Streß- und Copingforschung wird seit langem darauf hingewiesen, daß Frauen und Männer unterschiedliche Formen der Belastungsverarbeitung wählen. Mögliche Formen der Reaktion auf Belastungen lassen sich grob in zwei Kategorien einteilen: exteriorisierendes, d.h. nach außen gerichtetes, und interiorisierendes, also nach innen gerichtetes Verhalten. Ab der Pubertät wird die Geschlechtstypisierung der Belastungsverarbeitung besonders deutlich (Kolip 1994). Während Jungen eher sozial auffälliges, nach außen gerichtetes Verhalten zeigen, also im Extremfall gewalttätig, aggressiv oder delinquent werden, wählen Mädchen eher nach innen gerichtete Coping-Strategien, werden depressiv, entwickeln psychosomatische Beschwerden oder mißbrauchen Medikamente (siehe auch Achenbach/Edelbrock 1983). Überdauernde Belastungen und/oder Problemlagen werden demnach von Personen weiblichen Geschlechts über komplexe Reaktionen, an denen das nervale, das endokrine und immunologische System des menschlichen Organismus beteiligt sind, in stärkerem Maße somatisiert. Sowohl unter den Jugendlichen als auch - in abgeschwächtem Ausmaß - bei den Erwachsenen liegt der Anteil der Personen weiblichen Geschlecht, bei denen nach Eigenangaben spezifische psychosomatische Beschwerdemuster (insbesondere Magenbeschwerden, Übelkeit, Schwindelgefühle, Appetitlosigkeit, Hände zittern etc.) „häufig“ oder „manchmal“ auftreten, zum Teil über dem Doppelten als bei den männlichen Personen (Mansel 1996). Bereits im Jugendalter scheinen sich also geschlechtstypische Formen der Problembewältigung herauszukristallisieren, die z.B. im sog. „Frauensyndrom“ (Vogt 1983) resultieren können. Wird davon ausgegangen, daß auch die aggressiven Gefühle u.a. eine Reaktion auf Problemlagen und/oder prekäre Lebenssituationen darstellen, legt der Sachverhalt der stärkeren Somatisierung die Vermutung nahe, daß auch die aggressiven Gefühle von Mädchen in einem stärkeren Ausmaß als von den Jungen interiorisierend verarbeitet werden und von daher ein Ausgangspunkt bzw. Vermittlungsmechanismus für die häufigeren gesundheitlichen Beeinträchtigungen von Mädchen und Frauen sind. Umgekehrt kann daraus - legt man Überlegungen zugrunde, die dem sogenannten „Dampfkesselmodell“ folgen - gefolgert werden, daß Mädchen und Frauen, die ihre aggressiven Gefühle offen „ausleben“, z.B. über weniger psychosomatische Störungen berichten, als jene, die die entsprechenden Gefühle „unterdrücken“. Die Frage, ob diese Vermutungen die realen Sachverhalte richtig umschreiben, ist Gegenstand der vorliegenden Betrachtungen.⁷

1. Datenbasis und Forschungsdesign

Um diese Frage anhand empirischer Materialien zu überprüfen, stützen wir uns auf Daten, die in dem Projekt „Problembelastung Jugendlicher in unterschiedlichen sozialen Lebenslagen“ erhoben wurden. In dieser Studie wird entsprechend den Erkenntnissen der interdisziplinären Gesundheits- und Krankheitsforschung davon ausgegangen, daß nicht nur physiologische Fehlsteuerungen oder Infektionen, sondern auch psycho-soziale und emotionale Spannungszustände und Überforderungen der Anpassungs- und Verarbeitungskapazitäten des Organismus und der Psyche Gesundheitsbeeinträchtigungen auslösen können. Entsprechend werden in diesem Projekt die Zusammenhänge zwischen sozialer Lebenssituation und dem psychischen und gesundheitlichem Befinden aufzuklären versucht. Zu diesem Zwecke wurden Befragungen zur sozialen Lebenssituation in Familie, Freizeit, Schule und Beruf von Jugendlichen bzw. der subjektiven Repräsentation der sie umgebenden Welt durchgeführt. Diese werden zu Selbstangaben⁸ hinsichtlich emotionaler, psychischer und physischer Beeinträchtigungen in Beziehung gesetzt, die im Sinne der Streßforschung als Fehlanpassungsleistungen und problematische Formen der Belastungsregulation verstanden werden können.

Die im folgenden präsentierten Daten basieren auf einer im Frühjahr 1993 abgeschlossenen Repräsentativerhebung (Jugendgesundheitssurvey 93; Kolip/Nordlohne/Hurrelmann 1995, 30ff.). Die Grundgesamtheit dieser Studie bildeten die Schülerinnen und Schüler in den alten und neuen Bundesländern, die zum Zeitpunkt der Befragung die Schuljahrgänge 7, 8 und 9 besuchten. Bei der Stichprobenauswahl wurde unter Orientierung am ADM-Netz ein mehrstufiges Auswahlverfahren mit Quotenvorgaben realisiert, wobei über einen anhand amtlicher Statistiken erstellten Quotenplan eine proportionale Verteilung der befragten Schülerinnen und Schüler hinsichtlich der drei Ebenen „Bundesland“, „Schultyp“ und „Jahrgang“ sichergestellt wurde. Insgesamt nahmen 2392 Schülerinnen und Schüler an der Befragung teil. 95 Prozent der Befragten waren im Alter von 12 und 16 Jahren (Mittelwert: 13.9 Jahre).

Die Erhebungsarbeiten wurden von einem kommerziellen Forschungsinstitut durchgeführt. Um für die Befragten eine möglichst anonyme Interviewsituation sicherzustellen, waren die Fragebögen als Selbstausfüller konzipiert. Die Interviewer waren jeweils nur anwesend, um für Rückfragen zur Verfügung zu stehen. Nach dem Ausfüllen wurden die Fragebögen den Interviewern in verschlossenen Kuverts übergeben.

Im Rahmen der vorliegenden Betrachtungen stützen wir uns primär auf 3 Variablen.

Aggressive Gefühle: Im Rahmen einer Liste von 17 (nach dem alltäglichen Sprachgebrauch) negativen Gefühlen sollten die Jugendlichen jeweils auf einer vierstufigen Skala angeben, ob sie diese „häufig“, „manchmal“, „selten“ oder „nie“ erleben. Bei einer explorativen Faktorenanalyse werden drei Faktoren extrahiert, die Belastungs-, anomische (bzw. depressive) und aggressive Gefühle (aggressiv,

wütend, gereizt und Zorn/Ärger) widerspiegeln. Für den vorliegenden Zusammenhang stützen wir uns auf die letztgenannte Skala (4 Items, Cronbach's $\alpha = .85$).

Aggressives Verhalten: Des weiteren sollten die Jugendliche für vier unterschiedliche, potentiell kriminalisierbare Verhaltensweisen (Körperverletzung, Erpressung, Sachbeschädigung und Raub bzw. Diebstahl unter erschwerenden Umständen; zur Formulierung der Items siehe Tabelle 2) angeben, ob sie diese im Zeitraum des letzten Jahres „nie“, „1- oder 2mal“ oder „3mal und häufiger“ ausgeführt haben (4 Items, Cronbach's $\alpha = .72$).⁹





Psychosomatische Beschwerden: Als eine Form interiorisierender Belastungsregulation wurde die Anzahl der psychosomatischen Beschwerden erfaßt. Wie bei den aggressiven Gefühlen sollten die Jugendlichen für 18 unterschiedliche Symptome angeben, ob diese im letzten Jahr „häufig“, „manchmal“, „selten“ oder „nie“ aufgetreten sind. Bei einer explorativen Faktorenanalyse wurden drei Faktoren unterschieden (vegetative Beschwerden, physiologische Beschwerden, bereichsspezifische Beschwerden). In die folgenden Berechnungen geht ein Summenindex für die beiden Faktoren zu den vegetativen und physiologischen, eher somatisch akzentuierten Symptomen ein (Cronbach's $\alpha = .90$).

Für die drei Variablen wurde jeweils ein *Summenindex* gebildet: Für die aggressiven Gefühle und die psychosomatischen Beschwerden wurden die Anzahl der „häufig“ und „manchmal“ aufgetretenen Symptome und für die aggressiven Verhaltensweisen die Handlungen addiert, die im Zeitraum des letzten Jahres mindestens einmal ausgeführt wurden. Die Summe einer jeden Skala wurde durch die Anzahl der beantworteten Statements der jeweiligen Skala dividiert und der Quotient mit 100 multipliziert, so daß der Wert „100“ jeweils die maximale Belastung und der Wert „0“ keine Belastung darstellt.

2. Verbreitung aggressiver Gefühle, aggressiven Verhaltens und psychosomatischer Beschwerden

Anhand der hier zugrundegelegten Daten zeigt sich, daß aggressive Gefühle im Jugendalter keine Seltenheit darstellen.¹⁰ Zugleich kann bestätigt werden, daß im Vergleich zu den Jungen ein höherer Anteil von Mädchen berichtet, „häufig“ oder „manchmal“ aggressive Gefühle zu erleben. Lediglich ein Viertel der weiblichen Jugendlichen ist nach Eigenangaben frei von aggressiven Emotionen (d.h. hat entsprechende Gefühle nur „selten“ oder „nie“), während dies für annähernd ein Drittel der männlichen Jugendlichen gilt (vgl. Tabelle 1).

Tabelle 1: *Häufigkeit aggressiver Gefühle bei Jungen und Mädchen*

	Eta (für Mittel- werte)	Häufigkeiten in % „häufig“			Häufigkeiten in % „häufig“/„manchmal“		
				Sign.			Sign.
N	2386	1152	1234		1152	1234	
aggressiv	.03	5,9	7,6	n.s.	31,9	30,2	n.s.
wütend	.10	8,9	13,3	<.001	49,3	57,9	<.001
gereizt	.08	8,9	13,0	<.001	41,6	48,5	<.001
Zorn/Ärger	.07	7,4	12,6	<.001	48,5	51,5	n.s.
aggressive Gefühle	.06	16,4	22,2	<.001	68,4	74,1	<.005





Dabei sind die Mädchen insbesondere häufiger wütend und gereizt,¹¹ während bei der Variabel Zorn/Ärger die Unterschiede minimal bleiben und nur für das „häufige“ Erleben statistisch signifikant sind. Auch bei den aggressiven Gefühle ist bei den Mädchen der Anteil, die „häufiges“ Erleben angeben - wenn auch statistisch nicht signifikant -, höher als bei den männlichen Jugendlichen.

Zwar äußern Mädchen häufiger als Jungen aggressive Gefühle, offen aggressiv verhält sich jedoch ein deutlich höherer Anteil der Jungen (vgl. Tabelle 2). Nur etwa halb so viel Mädchen wie Jungen geben an, „mehrfach“ oder „mindestens einmal“ einen anderen absichtlich geschlagen oder verprügelt und/oder Sachen von anderen absichtlich zerstört oder beschädigt zu haben.

Auch bei der Erpressung und dem Raub bzw. dem Diebstahl unter erschwerenden Umständen liegt der Anteil der Mädchen deutlich unter dem der Jungen. 29,0 Prozent der Mädchen und 45,9 Prozent der Jungen geben an, mindestens eine der erfaßten Handlungen „mindestens einmal“ im letzten Jahr ausgeführt zu haben. Auch bei den „Mehrfachtätern“ ist der Anteil der Jungen erheblich höher.

Auch wenn die Daten aus den Tabelle 1 und 2 aufgrund der unterschiedlichen Antwortvorgaben kaum zu vergleichen sind,¹² so wird dennoch deutlich, daß aggressive Gefühle den Lebensalltag von Jugendlichen erheblich stärker dominieren als aggressives Verhalten. Über zwei Drittel der männlichen Jugendlichen erleben zumindest „manchmal“ eines der aggressiven Gefühle und etwa ein Sechstel „häufig“, aber nur ein Viertel verhält sich „mehrfach“ entsprechend. Noch deutlicher werden die Differenzen bei den Mädchen. Hier erfahren drei Viertel entsprechende Gefühle zumindest „manchmal“ und etwa ein Viertel „häufig“, aber lediglich ein Zwanzigstel verhält sich mehrfach in entsprechender Art und Weise.

Tabelle 2: *Verbreitung aggressiven Verhaltens bei Jungen und Mädchen in den letzten 12 Monaten*





	Eta (Mittel- werte)	Häufigkeiten in % „2- oder mehrfach“			Häufigkeiten in % mindestens einmal		
				Sign.			Sign.
N	2383	1150	1233		1150	1233	
Jemanden absichtlich schlagen/verprügeln	.16	4,3	2,4	<.001	32,3	17,6	<.001
Jemanden bedrohen, damit er/sie das tut, was der Akteur will	.07	1,8	1,1	<.005	13,8	9,6	<.005
Jemandem eine Sache mit Gewalt wegnehmen	.08	2,7	1,4	<.001	18,7	13,1	<.005
Sachen anderer absichtlich zerstören/beschädigen	.15	1,9	0,9	<.001	21,7	10,0	<.001
aggressive Handlungen	.17	7,0	4,1	<.001	45,9	29,0	<.001

Exteriosierende Formen der Belastungsregulation, für die aggressive Verhaltensweisen ein Beispiel sind, sind demnach vergleichsweise selten. Dies zeigt auch ein Vergleich zur Verbreitung psychosomatischer Beschwerden (Tabelle 3; siehe hierzu auch Mansel/Hurrelmann 1994: 166ff.).

Etwa zwei Drittel der Mädchen und etwa die Hälfte der Jungen geben an, daß zumindest eine der vegetativen und/oder somatisch akzentuierten Beschwerden „manchmal“ oder „häufig“ bei ihnen aufgetreten ist, bei den Jungen gilt dies für annähernd die Hälfte. Die Geschlechtsunterschiede treten dabei beim „häufigen“ Erleben noch deutlicher zutage. Der Anteil der Mädchen, die über „häufiges“ Auftreten berichten, liegt je nach Beschwerde (unter Ausnahme von Schweißausbrüchen) bei etwa dem Doppelten bis annähernd dem Fünffachen (Schwindelgefühle) über dem der Jungen.

Auch wenn in diesem Bereich die Mädchen deutlich höher belastet sind, so überwiegen - wie der Vergleich zur Verbreitung von aggressiven Verhalten zeigt - auch bei den Jungen interiorisierende Formen der Belastungsregulation. Der Anteil der Jungen, bei denen mindestens eine der erfaßten vegetativen und/oder somatischen Beschwerden „häufig“ auftreten, liegt bei etwa dem Doppelten derjenigen, die eine der erfaßten aggressiven Verhaltensweisen „mehrfach“ ausgeführt haben. Im Durchschnitt hatten die Jungen im Zeitraum des letzten Jahres 2,2 Beschwerden „manchmal“ oder „häufig“ (Mädchen: 3,1 Beschwerden).

Tabelle 3: Vergleich psychosomatischer Beeinträchtigungen nach dem Geschlecht der Jugendlichen



	Eta (für Mittel- werte)	Häufigkeit in % „häufig“			Häufigkeit in % „manchmal“/„häufig“		
				Sign.			Sign.
N		1146	1234		1146	1234	
Händezittern	.15	2,9	5,1	<.010	9,5	18,5	<.001
starkes Herzklopfen	.13	3,0	6,9	<.001	13,6	22,5	<.001
Schweißausbrüche	.03	2,0	2,4	n.s.	7,8	8,8	n.s.
Nervosität/Unruhe	.10	6,6	11,1	<.001	26,0	34,3	<.001
Konzentrationschwierigk.	.10	5,4	9,4	<.001	26,6	33,4	<.001
Schlaflosigkeit/-störungen	.16	3,6	8,4	<.001	13,3	24,6	<.001
Alpträume	.08	1,3	2,9	<.010	6,9	10,6	<.005
Vegetative Beschwerden (Mind. eine Beschwerde)	.11	13,9	23,6	<.001	48,8	60,4	<.001
Magenbeschwerden	.16	2,1	7,2	<.001	13,5	25,7	<.001
Übelkeit	.19	1,5	6,3	<.001	11,7	23,0	<.001
Kopfschmerzen	.20	8,6	19,1	<.001	30,7	47,6	<.001
Schwindelgefühle	.20	2,0	9,9	<.001	14,0	29,6	<.001
Durchfall/Verstopfung	.05	0,8	1,6	n.s.	6,7	8,7	n.s.
Appetitlosigkeit	.20	2,6	7,2	<.001	12,2	26,0	<.001
Somatische Beschwerden (Mind. eine Beschwerde)	.20	13,0	29,6	<.001	47,4	67,3	<.001

3. Aggressive Gefühle im Zusammenhang mit exteriorisierenden und interi-orisierenden Formen der Belastungsregulation

Gefühle von Wut, Zorn, Ärger und Gereiztheit müssen keineswegs zu mehr oder minder aggressiven Verhaltensausbrüchen führen, sondern können durchaus auch angemessen verarbeitet bzw. bewältigt werden. Gelingt diese Bewältigung - aus welchen Gründen auch immer - nicht und fehlt gleichzeitig eine Möglichkeit, den Emotionen unmittelbar Ausdruck zu verleihen bzw. das aus ihnen hervorgehende Aktivationspotential nach außen gerichtet in Handlungen umzusetzen, besteht die Gefahr, daß die aggressiven Gefühlen latent vorhanden bleiben, die Aggression intrapersonale Filter sucht, unter Umständen somatisiert wird und damit auch zu Beeinträchtigungen des physischen Befindens der Person beiträgt. Inwiefern sich

Jugendliche je nach der Häufigkeit aggressiver Empfindungen auch aggressiv verhalten, zeigt Tabelle 4 getrennt für das Geschlecht der Jugendlichen. Dort sind Jugendliche, die im Zeitraum des letzten Jahres sich nicht bzw. mindestens einmal in der oben definierten Art aggressiv verhalten haben und die aggressive Gefühle seltener oder häufiger als der Durchschnitt (bzw. Median) der Jugendlichen erlebten, entsprechend der Verteilung auf den beiden Dimensionen in vier Gruppen eingeteilt.

Tabelle 4: *Zusammenhang aggressiver Gefühle und aggressiven Verhaltens bei Jungen und Mädchen (Relative Zeilenhäufigkeiten in Prozent)*

							
		Aggressives Verhalten			Aggressives Verhalten		
		N	nein	ja	N	nein	ja
		1150	622	528	1231	875	356
Aggressive Gefühle	selten	592	67,9	32,1	554	84,8	15,2
	häufig	558	39,4	60,6	677	59,8	40,2

Jugendliche, die vergleichsweise selten aggressive Gefühle haben, verhalten sich keineswegs so, daß sie durch ihr Verhalten keine anderen Personen oder deren Eigentum schädigen. Fast ein Drittel der männlichen Jugendlichen, die eher selten über aggressive Gefühle berichten, hat zumindest eine aggressive Handlung im Zeitraum des letzten Jahres ausgeführt, von den Mädchen sind es 15,2 Prozent - also weniger als halb so viele. Jugendliche, die aggressive Gefühle eher häufig erleben, verhalten sich auch häufiger aggressiv gegenüber anderen Personen oder fremdem Eigentum. Bei den männlichen Jugendlichen steigt der Anteil um fast das Doppelte auf 60,6 Prozent, bei den weiblichen Jugendlichen auf das Zweieinhalbfache (40,2 %). Aggressive Gefühle verstärken damit aggressives Verhalten bei den Mädchen in einem stärkeren Maße, auch wenn das Ausmaß aggressiven Verhaltens bei den Mädchen auf einem deutlich niedrigeren Niveau bleibt als bei den Jungen. Wie Tabelle 5 zeigt, ist der Zusammenhang zwischen aggressiven Gefühlen und Gewalthandlungen bei Jungen mit $r = .30$ geringfügig enger als bei den Mädchen ($r = .28$).

Höher als mit dem aggressiven Verhalten korrelieren die aggressiven Gefühle - sowohl bei den Mädchen als auch bei den Jungen - mit der Häufigkeit von psychosomatischen Beschwerden. Bei den Mädchen ist der Zusammenhang mit $r = .42$ deutlich enger als bei den Jungen ($r = .32$). Bei beiden Geschlechtern - aber insbesondere bei den Mädchen - stehen psychosomatische Beschwerden in engerer Beziehung zu aggressiven Gefühlen als zu gewalttätigen Handlungen. Aber auch das

aggressive Verhalten selbst korreliert positiv mit der Anzahl der psychosomatischen Beschwerden und trägt zumindest bei der geschlechtsspezifischen Betrachtung - wie die multiplen Regressionskoeffizienten belegen - zusätzlich zur Aufklärung des individuellen Ausmaßes der Belastung in Form psychosomatischer Beschwerden bei.¹³ Aggressives Verhalten entlastet weder die Mädchen noch die Jungen, sondern verstärkt - wie auch die Beta-Werte ausweisen (hier nicht dargestellt) - interiorisierende Formen der Problemverarbeitung.

Tabelle 5: *Aggressive Gefühle im Zusammenhang mit exteriorisierenden und interiorisierenden Verarbeitungsformen: Korrelationskoeffizienten und multiple Regressionskoeffizienten*

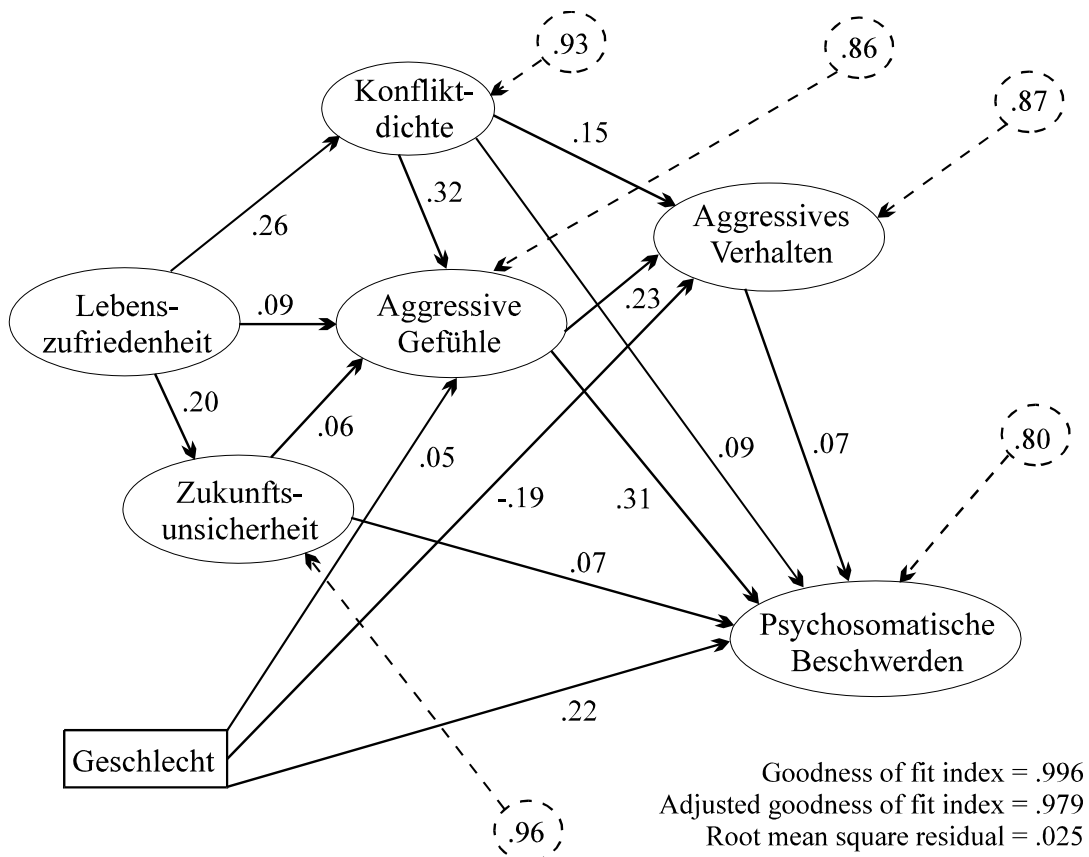
	abhängige Variable „aggressives Verhalten“		
	🔔 + 📖	🔔	📖
aggressive Gefühle	.28	.30	.28
	abhängige Variable „psychosomatische Beschwerden“		
aggressive Gefühle	.38	.32	.42
aggressives Verhalten	.14	.20	.19
Multiple Korrelation	.38	.34	.44

Die Beziehungen zwischen den hier betrachteten Variablen sind in Abbildung 1 schematisch dargestellt.¹⁴ Bei der Modellbildung haben wir jedoch die bisher verfolgte, sehr eingegrenzte Fragestellung, die sich auf die Beziehung von nur wenigen Variablen begrenzt, erweitert und einige Variablen mit in die Analyse aufgenommen, die zum einen relativ hoch mit den aggressiven Gefühlen korrelieren und zum anderen teilweise in enger Beziehung zu den hier erfaßten offen aggressiven Verhaltensweisen und den psychosomatischen Beschwerdemustern stehen. Dies sind die Variablen *Lebenszufriedenheit*,¹⁵ *Zukunftsunsicherheit*¹⁶ und *Konfliktdichte im Elternhaus*.¹⁷

Jugendliche, die erstens mit ihren Leistungen, ihrem Lebensstandard und den Beziehungen zu wichtigen Bezugspersonen unzufrieden sind, sich zweitens unsicher sind, ob sie ihre schulischen und/oder beruflichen Pläne realisieren können, und drittens häufiger aus verschiedenen Gründen Meinungsverschiedenheiten mit den Eltern haben, erleben demnach häufiger aggressive Gefühle. Häufige Konflikte im Elternhaus erhöhen jedoch nicht nur das Erleben von aggressiven Gefühlen, sondern führen auch häufiger zu aggressivem Verhalten. Konflikte mit den Eltern führen zu weiteren interiorisierenden Formen problematischer Belastungsregulation in Form psychosomatischer Beschwerden einerseits unmittelbar und andererseits vermittelt über die aggressiven Gefühle. Zugleich führt die Unsicherheit in der

Realisierung schulischer und/oder beruflicher Ziele zum vermehrten Auftreten psychosomatischer Beschwerden. Auf die Häufigkeit aggressiven Verhaltens wirkt sich die Zukunftsunsicherheit - ebenso wie die Lebenszufriedenheit - nur vermittelt über die aggressiven Gefühle aus, die dann exteriorisierendes Problemverhalten aber noch stärker interiorisierende Formen der Belastungsregulation zur Folge haben.

Abbildung 1: Folgen aggressiver Gefühle



Auch bei Berücksichtigung dieser zusätzlichen Variablen als Einflußfaktoren steht das Geschlecht in einer eigenständigen und statistisch signifikanten Beziehung zur exteriorisierenden und interiorisierenden Problemverarbeitung. Nach den aggressiven Gefühlen bleibt das Geschlecht der Jugendlichen die zweitwichtigste Variable zur Erklärung der Häufigkeit sowohl der psychosomatischen Beschwerden als auch des aggressiven Verhaltens. Damit wird auch in diesem Modell ersichtlich, daß die weiblichen Jugendlichen zwar häufiger aggressive Gefühle erleben, sich aber seltener aggressiv verhalten, zugleich aber häufiger unter psychosomatischen Be-

schwerden leiden. Aggressive Gefühle führen dann wiederum zu vermehrtem aggressivem Verhalten, in stärkerem Maße aber tragen sie zu Beeinträchtigungen des gesundheitlichen Befindens bei. Entsprechende Beeinträchtigungen nehmen zu, wenn Jugendliche sich gegenüber anderen Personen oder fremdem Besitz aggressiv verhalten.

Offen aggressives Verhalten im hier definierten Sinne führt demnach weder bei den Mädchen noch bei den Jungen zu einem Spannungsabbau. Bei beiden Geschlechtern haben die Jugendlichen die häufigsten psychosomatischen Beschwerden, erleben überproportional häufig aggressive Gefühle und haben sich gleichzeitig zumindest einmal aggressiv verhalten. Wie Tabelle 6 zeigt, liegt der für sie ermittelte Belastungsindex für die psychosomatischen Beschwerden bei den Jungen bei etwa dem 2.7fachen (16.7 vs. 44.4) und bei den Mädchen bei dem 2.5fachen (71.5 vs. 28.4) verglichen mit den Jugendlichen gleichen Geschlechts, die nur selten aggressive Gefühle haben und keine aggressiven Aktionen ausgeführt haben. Der Belastungsindex derjenigen, die über häufige aggressive Gefühle berichten, liegt in etwa bei dem Doppelten derjenigen, die nur selten aggressive Gefühle erleben, und bei Personen, die sich aggressiv verhalten haben, bei etwa dem 1.5fachen von denen, für die dies nicht gilt. Absolut betrachtet fallen die Differenzen bei den Mädchen höher aus als bei den Jungen.

Tabelle 6: *Häufigkeit psychosomatischer Beschwerden im Abhängigkeit vom Niveau aggressiver Gefühle und aggressiven Verhaltens: Mittelwerte*

		Jungen			Mädchen		
		Aggressives Verhalten			Aggressives Verhalten		
		Gesamt	nein	ja	Gesamt	nein	ja
Aggressive Gefühle	selten	20.3	16.7	27.8	30.0	28.4	38.2
	häufig	39.9	32.8	44.4	63.8	58.7	71.5
	Gesamt	29.8	22.4	38.2	48.6	42.4	63.6

Von daher scheint es entgegen den einleitenden Annahmen so zu sein, daß durch andere Personen oder deren Eigentum schädigendes Verhalten neue Belastungen für die Subjekte oder Konflikte entstehen, die die Wahrscheinlichkeit von problematischen und selbstschädigenden Formen der interiorisierenden Belastungsregulation und Gesundheitsbeeinträchtigungen verschärfen.

4. Schlußfolgerung

Auch wenn demnach offen gezeigtes aggressives Verhalten weder bei Mädchen noch bei Jungen zum Spannungsabbau führt, sondern vielmehr diejenigen Jugendlichen psychosomatisch besonders hoch belastet sind, die häufig aggressive Gefühle erleben *und* gewalttätige Handlungen vollziehen, kann anhand der vorliegenden Materialien die These, daß das Ausleben aggressiver Gefühle und deren Umsetzung in aggressive Handlungen „Luft schafft“ und „vom Ärger befreit“, keineswegs zurückgewiesen werden. Zwar werden mit den 4 hier erfaßten Kategorien aggressiven Verhaltens 90 Prozent der Handlungen erfaßt, aufgrund derer Jugendliche in der polizeilichen Kriminalstatistik als Gewalttäter registriert werden, aber dennoch erfaßt aggressives Verhalten eine sehr viel größere Palette von Verhaltensweisen, die nicht notwendig der strafrechtlichen Verfolgung unterliegen. Als potentielle Reaktionen auf aggressive Gefühle stehen neben der offenen physischen Aggression eine Reihe anderer Verhaltensweisen, Äußerungsformen und Verarbeitungsmuster, die nicht notwendig eine Schädigung des Gegenübers intendieren. Gewalttätige Handlungen, die eine strafrechtliche Verfolgung nach sich ziehen, stellen gemeinsam mit der hier nicht erfaßten verdeckten und indirekten Aggression nur den einen Pol eines Kontinuums möglicher Reaktionen auf aggressive Gefühle bilden. Diese lediglich zur Kenntnis zu nehmen und als eine Facette der menschlichen Gefühlspalette zu akzeptieren, bildet den anderen Pol des Kontinuums. Dazwischen liegen sehr unterschiedliche Verhaltensweisen, wie z.B. die Beseitigung des Ärger evozierenden Ereignisses, der Situation bzw. der Beziehung, das Reden mit anderen über den Ärger und die Ärger auslösende Gegebenheit, sportliche Betätigung, Konsum von legalen oder illegalen Drogen, Besuch von emotional aufheiternden Ereignissen (z. B. Fußballspiel, Rockkonzert) oder auch das unmittelbare „Sich-Luft-machen“ durch Schreien, Toben, „Auf-den-Tisch-Schlagen“ oder Gegenstände werfen¹⁸ (siehe z.B. Seiffge-Krenke 1989, für die Bandbreite jugendlichen Bewältigungsverhaltens). Diese Copingstrategien sind sicherlich geschlechtsspezifisch differenziert. Während z.B. für Mädchen das Gespräch mit der besten Freundin von besonderer Relevanz ist, nutzen Jungen action- und gruppenorientierte Aktivitäten (z.B. Fußball spielen, durch Kneipen ziehen, S-Bahn-Surfen) zum Abbau von Spannungen (Kolip 1993).

Die Ergebnisse zeigen, daß der Zusammenhang zwischen aggressiven Gefühlen und psychosomatischen Beschwerden bzw. aggressivem Verhalten komplex ist. Weder das „Dampfkessel-Modell“ noch die simple Frustrations-Aggressions-Hypothese wird den komplexen Zusammenhängen gerecht. Insbesondere von Lazarus und Mitarbeitern (Lazarus 1966, 1981) wurde herausgearbeitet, daß adäquates Problembewältigungsverhalten zwei Funktionen erfüllen muß: Es muß erstens helfen, negative Emotionen zu regulieren und gegebenenfalls abzubauen (palliative Funktion), und es muß zweitens darauf ausgerichtet sein, eine als unangenehm empfundene Situation oder Beziehung so zu verändern, daß sie mit den eigenen Ansprüchen, Interessenlagen und Bedürfnissen in Einklang gebracht werden kann

(instrumentelle Funktion). Die in der Frauenbewegung mitunter formulierte Frage, die Harriet Goldhor Lerner (1990) zu einem Buchtitel inspiriert hat: „Wohin mit meiner Wut?“, ist zwar gut gestellt, bezieht sich aber einzig auf den affektregulierenden Aspekt „ausgelebter“ Emotionen. Die vorliegenden Ergebnisse zeigen jedoch, daß die gradlinige Umwandlung aggressiver Gefühle in gewalttätige Handlungen gerade nicht der „Königinnenweg“ ist, da diese ein erhöhtes Ausmaß psychosomatischer Beschwerden nach sich ziehen können. Vielmehr muß es darum gehen, Mädchen wie Jungen die Bandbreite des Bewältigungsverhaltens mit den jeweiligen Implikationen und Konsequenzen zu vermitteln. Weder das ausschließliche Ausleben aggressiver Gefühle durch Gewalthandlungen noch das permanente Hinunterschlucken mit der möglichen Konsequenz psychosomatischer Beschwerden sind adäquate Formen dauerhafter Problembewältigung.

Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Beitrag entstand im Rahmen der Forschungsarbeiten des Teilprojektes „Problembelastung Jugendlicher aus unterschiedlichen sozialen Lebenslagen“ des Sonderforschungsbereiches 227 „Prävention und Intervention im Kindes- und Jugendalter“ an der Universität Bielefeld unter der Leitung von Prof. Dr. Klaus Hurrelmann.
- 2 Hier in Unterscheidung zu autoaggressivem Verhalten, welches sich gegen die eigene Person richtet.
- 3 Berechnet auf der Grundlage der Daten der Polizeilichen Kriminalstatistik 1994.
- 4 Berechnet auf der Grundlage der Strafverfolgungsstatistik; Statistisches Bundesamt, Fachserie 10, Reihe 3.
- 5 Zu den dort konkret erfaßten Verhaltensweisen siehe die Tabelle 2 in diesem Text.
- 6 Von den im Zeitvergleich wachsenden Prozentzahlen auf eine Zunahme der Gewalt im Jugendalter zu schließen, wäre verkürzt. Im Zuge der Gewaltdiskussion muß die wachsende Sensibilisierung auch der Jugendlichen berücksichtigt werden, die dazu führen kann, daß das eigene Verhalten eher in die vorgegebenen Kategorien eingeordnet wird (Mansel 1995: 109ff).
- 7 Die oben beschriebenen mädchen- bzw. frauentypischen Formen indirekter und verdeckter Ausübung von Gewalt wurden hingegen im Rahmen der zugrundeliegenden Untersuchung nicht erhoben. Auch wenn die offene Aggression neben der verdeckten Gewaltausübung nur ein Mittel ist, um „Dampf abzulassen“, ist die Frage, ob es Mädchen, die ihre aggressiven Gefühle in offen aggressives Verhalten umsetzen, „besser“ geht als denjenigen, die dies nicht tun - ungeachtet des „Gesundheitszustandes“ von Mädchen, die verdeckte oder indirekte Gewalt ausüben, - dennoch sinnvoll, da sich hieraus weitreichende Konsequenzen für die Bewältigung alltäglicher Ärgernisse ableiten lassen.
- 8 Da für einige der subjektiv als gesundheitliche Beeinträchtigungen empfundenen Störungen keine physiologischen Korrelate nachweisbar sind, sind Selbstangaben in diesem Bereich häufig die einzig mögliche Zugangsquelle.
- 9 Mit diesen 4 Items wird eine breite Verhaltenspalette aggressiver Handlungen erfaßt. Etwa 90 Prozent der Jugendlichen, die in der Polizeilichen Kriminalstatistik wegen der Ausführung einer Gewalthandlung registriert wurden, wird eine dieser Taten zur Last gelegt.
- 10 Zur Häufigkeit des Erlebens aggressiver Gefühle im Erwachsenenalter siehe Mansel (1996).
- 11 Dabei fallen die geschlechtsspezifischen Unterschiede nicht so deutlich aus wie bei den etwas älteren Jugendlichen in der Sekundarstufe II. Offensichtlich stellen die Erfahrungen der Benachteiligten beim Übergang in die berufliche Ausbildung in dieser Lebensphase einen Hintergrund dar, der in besonderem Maße Ärger, Wut und Zorn bei den jungen Frauen auslöst.

- 12 Es kann davon ausgegangen werden, daß Jugendliche, die angeben, ein spezifisches Gefühl im Zeitraum des letzten Jahres „manchmal“ erlebt zu haben, dieses auch „mehrfach“ erfahren haben.
- 13 Die erklärte Varianz für die Anzahl der häufig oder manchmal auftretenden psychosomatischen Beschwerden bleibt mit 11,6 Prozent bei den Jungen und 19,4 Prozent bei den Mädchen gering. Ziel war hier jedoch nicht, die sozialen Hintergründe für das Auftreten entsprechender Symptome herauszuarbeiten (siehe hierzu z.B. Mansel/Hurrelmann 1991, 196ff), sondern die Folgen aggressiver Gefühle im Geschlechtervergleich darzulegen.
- 14 Das Modell wurde unter Zuhilfenahme von Lisrel VII erstellt.
- 15 Die Variable Lebenszufriedenheit wurde über 9 Fragen operationalisiert. Dabei sollten die Befragten auf einer jeweils fünfstufigen Skala von „sehr zufrieden“ bis „sehr unzufrieden“ angeben, wie zufrieden sie mit
 - a. ihren schulischen Leistungen,
 - b. ihrer Wohnsituation,
 - c. dem Geld, welches sie zur Verfügung haben,
 - d. ihrer Freizeit,
 - e. der Beziehung zu ihren Eltern,
 - f. den Beziehungen zu ihren Freunden,
 - g. den Beziehungen zu ihren Lehrern,
 - h. den Beziehungen zu den Mitschülern und
 - i. sich selbstsind.
- 16 Die Variable Zukunftsunsicherheit mißt die Einschätzung der Realisierbarkeit von schulischen und beruflichen Optionen. Dabei sollten die Jugendlichen jeweils auf einer fünfstufigen Skala von „sehr sicher“ bis „sehr unsicher“ angeben, wie wahrscheinlich es nach ihrer Ansicht ist, daß
 - a. sie den Schulabschluß erreichen, den sie anstreben, und
 - b. ihre beruflichen Wünsche in Erfüllung gehen.
- 17 Zur Messung der Konfliktdichte im Elternhaus sollten die Jugendlichen auf einer jeweils vierstufigen Skala von „nie“ über „selten“ und „manchmal“ bis „häufig“ angeben, wie oft es zu Meinungsverschiedenheiten mit den Eltern wegen
 - a. ihrer Leistungen in der Schule,
 - b. ihrer Unordentlichkeit,
 - c. der fehlenden Bereitschaft, zu Hause zu helfen,
 - d. ihrer Kleidung/Frisur,
 - e. des abendlichen Ausgehens,
 - h. der Freunde/Freundinnen oder
 - i. Kleinigkeiten (ohne eigentlichen Anlaß)kommt.
- 18 Als ebenfalls aggressive Verhaltensweisen, die aber nicht notwendig mit einer Schädigung anderer Personen oder Beschädigung fremden Eigentums verbunden sind und deshalb in der zugrundeliegenden Studie von den Befragten nicht unter die vorgegebenen Kategorien subsumiert werden.

Literatur

- Achenbach, T. M./Edelbrock, C., 1983: Manual for the Child Behavior Checklist and Revised Child Behavior Profile. Burlington: University of Vermont.
- Björkqvist, K., 1994: Sex Differences in Physical, Verbal, and Indirect Aggression. A Review of Recent Research. *Sex Roles* 30/3/4:177-188.

- Björkqvist, K./Lagerspetz, K.M.J./Kaukiainen, A., 1992: Do Girls Manipulate and Boys Fight ? Developemtal Trends in Regard to Direct and Indirect Aggression. *Aggressive Behavior* 18: 117-127.
- de Beauvoir, S., 1961: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. München: Droemer Knaur.
- Hagemann-White, C., 1984: *Sozialisation: Weiblich - männlich?* Opladen: Leske + Budrich.
- Hausen, K., 1976. Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. S. 363-393 in: Conze, W. (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas: Neue Forschungen*. Stuttgart: Klett.
- Holler-Nowitzki, B., 1994: *Psychosomatische Beschwerden im Jugendalter. Schulische Belastungen, Zukunftsangst und Streßreaktionen*. Weinheim: Juventa.
- Keckeisen, W., 1974: *Die gesellschaftliche Definition abweichenden Verhaltens. Perspektiven und Grenzen des Labeling Approach*. München: Juventa.
- Kolip, P., 1993: *Freundschaften im Jugendalter. Der Beitrag sozialer Netzwerke zur Problembewältigung*. Weinheim: Juventa.
- Kolip, P., 1994: Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Verarbeitung jugendtypischer Belastungen. *Zeitschrift für Frauenforschung* 12/1+2: 77-84.
- Kolip, P./Nordlohne, E./Hurrelmann, K., 1995: Der Jugendgesundheitsurvey 1993. S. 25-48 in: Kolip, P./Hurrelmann, K./Schnabel, P.-E. (Hrsg), *Jugend und Gesundheit. Interventionsfelder und Präventionsbereiche*. Wenheim/München: Juventa.
- Lazarus, R.S., 1966: *Psychological Stress and the Coping Process*. New York: McGraw Hill.
- Lazarus, R.S., 1981: Streß und Streßbewältigung - Ein Paradigma. S. 198-232 in Filipp, S.-H. (Hrsg.), *Kritische Lebensereignisse*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Lerner, H.G., 1990: *Wohin mit meiner Wut? Neue Beziehungsmuster für Frauen*. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch-Verlag.
- Maccoby, E./Jacklin, C. N., 1978: *The Psychology of Sex Differences*. London: Oxford University Press.
- Maccoby, E./Jacklin, C. N., 1980: Sex Differences in Aggression. A Rejoinder and Reprise. *Child Development* 51: 964-980.
- Mansel, J., 1995: Quantitative Entwicklung von Gewalthandlungen Jugendlicher und ihrer offiziellen Registrierung. Sensibilisierung gegenüber Gewalt oder Revidierung einer Position. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 15/2: 101 - 121.
- Mansel, J., 1996: Lebenszufriedenheit und Wohlbefinden bei Jugendlichen und Erwachsenen im Vergleich. Befunde aus zwei Repräsentativbefragungen. *Zeitschrift für Pädagogische Psychologie* 10/3/4: 199-210.
- Mansel, J./Hurrelmann, K., 1991 (2. Aufl. 1994): *Alltagsstreß bei Jugendlichen. Eine Untersuchung über Lebenschancen, Lebensrisiken und psychosoziale Befindlichkeiten im Statusübergang*. Weinheim/München: Juventa.
- Mansel, J./Hurrelmann, K., 1994: Außen- und innengerichtete Formen der Problemverarbeitung Jugendlicher. Aggressivität und psychosomatische Beschwerden. *Soziale Welt* 45/2: 147-179.

-
- Rivers, I./Smith, P.K., 1994: Types of Bullying Behavior and Their Correlates. *Aggressive Behavior* 20: 359-368.
- Scheu, U., 1977: *Wir werden nicht als Mädchen geboren - wir werden dazu gemacht!* Frankfurt/M.: Fischer.
- Seiffge-Krenke, I., 1989: Bewältigung alltäglicher Problemsituationen: Ein Coping-Fragebogen für Jugendliche. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie* 10: 201-220.
- Vogt, I., 1983: Frauen als Objekte der Medizin: Das Frauensyndrom. *Leviathan* 11: 161-199.
- Weber, H./Piontek, R., 1995: Geschlechtsunterschiede in der Bewältigung von Ärger. Ein Mythos? *Zeitschrift für Gesundheitspsychologie* 3/1: 59-83.

Dr. Jürgen Mansel, Universität Bielefeld, Fakultät für Pädagogik, Postfach 100 131, 33501 Bielefeld. Email: jürgen.mansel@post.uni-bielefeld.de

Dr. Petra Kolip, Universität Bielefeld, Fakultät für Gesundheitswissenschaften, Postfach 100 131, 33501 Bielefeld. Email: petra.kolip@post.uni-bielefeld.de